

Franz-Josef Körner wurde 1958 in Bamberg geboren und studierte Sport und Englisch in Würzburg und Austin/Texas. Er wohnt mit seiner Familie im Allgäu und arbeitet hauptberuflich als Lehrer.

FRANZ-JOSEF KÖRNER

GALGENFUHR

Franken Krimi

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Dear love, for nothing less than thee
Would I have broke this happy dream ...*

John Donne

*You can check out any time you like,
but you can never leave!*

The Eagles, »Hotel California«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Holger Leue/Lookphotos

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susanne Bartel

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0272-1

Franken Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

November 1982

Mein Liebster,

der Teufel hat dies hier geschaffen.

Alle Hoffnung ist verloren. Ist es nicht unbegreiflich, was Menschen anderen Menschen antun? Für mich gibt es nur eine Erklärung: Es sind gar keine Menschen, sondern Teufel der Hölle, die persönlich aufgestiegen sind und die Hölle hierhergebracht haben, an diesen Ort. Ich schreibe diesen Brief an dich, der du dort draußen bist, in einer Welt voller Licht und Farben. Ja, ich weiß schon, auch Dunkelheit, doch voller Freuden und nicht nur Leid wie diese hier, in der es nur diese eine Seite gibt, die Dunkelheit, den Schmerz, die Qualen, das endlose Grauen.

Weißt du noch, unser letzter Sommer, die Mondnächte? Weißt du noch, unsere Küsse, so süß, so sehnsuchtsvoll, so nimmersatt, weißt du noch, wie warm und weich unsere Haut? Weißt du noch, wie groß unsere Liebe?

Ich schreibe heimlich, der Stift zwischen Fingern, von denen man die Nägel gerissen hat, mit Gedanken, die sie mit ihren endlosen Qualen abgestumpft haben – heimlich, nicht angstvoll. Die Angst, die anfangs alles beherrschte, ist längst der Sehnsucht gewichen, der Tod möge bald kommen, jetzt gleich, und alles beenden, denn nur noch der Tod kann die Erlösung bringen. Warum ich es heimlich tue, im düsteren Licht des beginnenden Tages, warum nicht offen, wo ich doch keine Angst mehr habe? Natürlich würden sie es nicht zulassen, dass ich dir diesen Brief schreibe, denn das ist die einzige Hoffnung, die noch in einem dunklen Winkel meines verlorenen Herzens wohnt, dass dieser Brief einmal – ich weiß nicht, wie – zu dir, mein Liebster, gelangen möge. Und du ihn liest. Doch dann, dann bin ich tot.

Hier spielt es keine Rolle, wer man gewesen ist, ob Mann oder Frau, ob Kind oder Greis. Ob man einen Namen hatte, Vater, Mutter, Bruder, Schwester war. Das Grauen macht den

Unterschied nur im Detail, das Ergebnis bleibt doch immer gleich. Hier nennen sie mich Maria, auch wenn ich glaube, mich an einen anderen Namen zu erinnern, aus einem anderen Leben – sie nennen mich so, um damit die Mutter Gottes zu verhöhnern. Und ich habe meinen Glauben an Gott tatsächlich verloren, es gibt keinen Gott, kann ihn nicht geben, weil es diesen Ort hier gibt. Ich glaube an Luzifer, den Beelzebub, den Teufel. Alles andere macht keinen Sinn.

Weißt du noch meinen Namen? Weißt du noch, wie wir uns liebten, die Hitze unseres Atems, weißt du noch, wie wir eins waren? Du sollst aber auch das wissen: Sie tun mir die schlimmste Gewalt an, besteigen, benutzen mich auf jede nur erdenkliche Art und Weise, als wäre ich ein Stück Fleisch, ein Vieh. Sie tun es als Auftakt, als Ouvertüre zu ihrer Symphonie des Folterns, die nie endet. Sie tun das Gleiche mit Kindern, mit Männern, mit Mädchen, mit allen und jedem. In ihrer grenzenlosen Grausamkeit haben sie mich einmal zur Zeugin gemacht, als sich ein halbes Dutzend von ihnen, grölend wie bei einem heiteren Junggesellenabend und sich gegenseitig anfeuernd, über einen Jungen hermachte, nicht älter als elf, zwölf Jahre, und dann, als sie fertig waren, dem Jüngsten von ihnen – wie bei einer grausamen Initiation – eine Schere in die Hand drückten und der, selbst noch ein halbes Kind, das Opfer, kichernd, als handelte es sich um einen albernen Streich, kastrierte. Diese Dinge geschehen täglich, nein, das ist das falsche Wort, denn sie geschehen nicht nur am Tag, sondern auch in der Nacht. Sie hören nie auf, es ist mir ein Rätsel, woher sie die Kraft nehmen, diese Ausdauer, diese Phantasie für ihre immer wieder neuen Gräueltaten.

Ich will nicht alles beschreiben, was sie tun, vielleicht weil mir dazu die Worte und die Kraft fehlen. Und auch weil du nicht alles wissen sollst.

Wenn dieser Brief durch ein Wunder irgendwann einmal in deine Hände gelangt, dann habe ich nur diese eine –

Babenberger Viertel

Mit lautem Knall flog das Geschoss an die Decke. Die Gäste duckten sich, dann Gelächter und Applaus, und Storch, unser zwei Meter zehn großer Gerichtsmediziner und Gastgeber, versuchte, so viel wie möglich von dem überschäumenden Sekt in die bereitstehenden Gläser zu gießen.

Mein Partner Waldemar Schöps, der bereits einen sitzen hatte, zielte mit dem Zeigefinger auf Storch und drückte mit dem Daumen ab: »Peng! Zwischen die Augen! Ich hab dich erwischt! Und du hast die Decke erschossen!«

Ein paar der Anwesenden lachten, und ich hoffte, Waldi würde das nicht als Ansporn betrachten, weitere peinliche Perlen aus seinem Witze-Kästchen hervorzuzaubern.

Das halbe Präsidium war hier, selbst Polizeipräsident Dr. Gilbert Meyer, ein drahtiger Typ mit grauen Schläfen und Designerbrille, wie immer tadellos für den Anlass gekleidet. Seine Gattin, in schwarzem Abendkleid, bewegte sich ebenso sicher auf dem Parkett des Small Talks wie der Herr Gemahl. Es war nicht zu übersehen, beide waren Routiniers im Repräsentieren und Parlieren, beide verfügten über die Gabe des richtigen Wortes und des richtigen Lächelns, das nie aufgesetzt oder gekünstelt wirkte, zur richtigen Zeit.

Hauptpersonen des Abends waren jedoch nicht Dr. Meyer und Gemahlin. Geladen hatte Rechtsmediziner Storch – und das zu einem Anlass, der vom Aussterben bedroht ist wie eine exotische Tierart. Storch feierte Verlobung, der eigentliche Knaller des Abends, denn er hatte die Beziehung bis zuletzt geheim gehalten. Niemand hatte vorher gewusst, dass es überhaupt eine zukünftige Verlobte gab – und schon gar nicht, wer sie war. Er wolle nur mit Kollegen einen gemütlichen Abend

verbringen, so hatte er verkündet, nichts Offizielles, kein Geburtstag, also keine Geschenke, wir könnten auch wählen, ob bei ihm zu Hause oder in der Pathologie, wo die Gesellschaft durch die Belegung der Kühlfächer eine noch größere wäre. Die Überraschung war ihm perfekt gelungen, alle hatte es vom Hocker gehauen, als er seine Zukünftige quasi aus dem Hut zauberte. Ein hübsches Energiebündel mit süßem spanischem Akzent, eins fünfundfünfzig klein, höchstens, es sah aus, als reichte seine Zukünftige Storch gerade bis zum Nabel. Ihr rundes, kindliches Gesicht mit riesigen dunklen Augen war eingeraht von einer schwarzen Haarflut, die wohl genauso schwer zu bändigen war wie sie selbst. Nicht nur Storchs riesenhafte Statur stand im Kontrast zu ihrer Zierlichkeit, auch sein stoisches Understatement zu ihrem übersprudelnden Temperament. Die Lebensfreude quoll ihr aus jeder Pore. Wenn sie sprach, waren nahezu alle Körperteile in Bewegung, und die Funken sprühten nur so aus ihren Augen.

Waldi, selbst kein Riese, lallte neben mir los: »Bei ihrer Größe kann sie Storch im Stehen –«

»Stopp!«, unterbrach ich ihn. »Du sprichst diesen Satz jetzt nicht zu Ende.«

Waldi warf mir einen Du-Spaßbremse-Blick zu und verdarb mir und allen anderen den Appetit, indem er, während er Richtung Buffet marschierte, über die Schulter rief: »Ich hab Hunger, ich lad mir mal ein paar von Storchs Leichenteilen auf den Teller.«

Einige der Gäste betrachteten fortan die Häppchen mit Argwohn oder nur aus sicherer Distanz.

Storch stand neben mir, und ich stieß mit ihm an. »Auf dich und deine schöne Verlobte«, sagte ich. »Auf dass ihr glücklich werdet bis zum Ende aller Zeiten.«

Storch rollte übertrieben die Augen. »Jedes Glück hat seinen Preis.«

»Na, na, so sollte man aber erst nach zwanzig Ehejahren reden.«

Storch beugte sich zu mir herab, blickte dabei in ihre Richtung und senkte die Stimme zu einem Flüstern: »Du hast ja keine Ahnung! Sieh sie dir doch an. Sie explodiert förmlich vor Energie, und ich mag die Dinge lieber gemächlich. Weißt du, was sie zu mir gesagt hat, als ich ihr den Antrag gemacht habe?«

»Was?«

»Sie hat gesagt: ›Solltest du mich je betrügen, dann mach ich das mit dir.« Storch verzog sein Gesicht in Richtung seiner Verlobten zu etwas, das ein Lächeln sein sollte. »Sie nahm ein Messer, und du kannst dir vorstellen, dass die bei mir alle sehr scharf sind, ging damit zum Bett und schlitzte, schnell wie eine Raubkatze mit ihren Krallen, die gute, teure Daunendecke auf, dass es Federn regnete. Dann lächelte sie zuckersüß und sagte zu mir: ›Ich nehme deinen Antrag gern an.««

Ich musste grinsen und verspürte beinahe so etwas wie Bewunderung. Frauen, die aus der Liebe eine dramatische Sache auf Leben und Tod machen, finde ich sehr aufregend. Ich seufzte. »Dann ein gut gemeinter Rat von mir: Betrüg sie lieber nie.«

Storch nickte grimmig, und ich war mir sicher, dass er dabei an das Schicksal der Daunendecke dachte.

Die Party plätscherte dahin, und ich nahm die Rolle ein, die ich bei solchen Anlässen am liebsten spiele: die des Beobachters. Zugegeben, Storchs Wohnung hatte ich mir anders vorgestellt, morbider vielleicht oder zumindest steril, gefliest und möbliert mit länglichen Tischen aus Aluminium, dazu in den Wänden eingebaute Schubladen, eine kuschelige Privat-Forensik eben, zusätzlich ausgestattet mit Küche, Bad und Bett. Doch Storchs trautes Heim hatte rein gar nichts Forensisches an sich, es war weiträumig und mit gemütlichen Möbeln ausgestattet, an den Wänden geschmackvolle Bilder und Regale voller Bücher. Sogar einen grünen Daumen schien unser Rechtsmediziner zu haben, seine Zimmerpflanzen gediehen jedenfalls prächtig. Auch lag nicht der Geruch von Formaldehyd in der Luft, sondern der Duft von Lachsschnittchen mit

schwarzen Oliven und Prosciutto di Parma auf französischem Baguette, eingehüllt in den sanften Parfümhauch der anwesenden Damen.

Eine von ihnen war Maria Koch, auch sie ein Energiebündel, allerdings eine ganz andere Sorte als Storchs hübsche Spanierin. Sie war eine schlanke blonde Person mit fokussierendem Blick und einer eiskalt anmutenden Art. Ihren Vierundzwanzig-Stunden-Tag, bis zum Rand gefüllt mit fünf Kindern, Ehemann, Vollzeitjob als Chefin der Kriminaltechnik und verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeiten, zerteilte sie so präzise wie mit einem Skalpell – und das alles, ohne je ihr Haifischlächeln zu verlieren. Sie hatte große Ähnlichkeit mit einer gewissen Ministerin und wusste längst, dass sie für alle im Präsidium hinter vorgehaltener Hand nur KvdL hieß, Koch-von-der-Leyen. Im Augenblick unterhielt sie sich aus ihrer Sicht angeregt mit einem Kollegen, den ich wegen seiner Statur – und weil ich mir nie seinen richtigen Namen merken konnte – Hägar nannte. Es war eine einseitige Angelegenheit, KvdL redete, Hägar, der höfliche Klotz, schwitzte in seinem Anzug, wühlte mit einer Pranke in seinem Bart, nickte gelegentlich hilflos und bajonettierte mit seiner Gabel wahllos Häppchen.

Im Hintergrund plätscherte in Endlosschleife dezenter Jazz, ein passendes Steinchen im Mosaik von Storchs offensichtlich akribisch geplanter Verlobungsfeier, aber mir ging das Gedudel ziemlich auf den Wecker. Ich stand auf härtere Sachen, nicht dieses Dahingeplätscher, lieber roher, geradliniger Rock, die Ärmel hochgekremgelt und keine Gefangenen gemacht.

Ich verließ meinen Beobachtungsposten in der Ecke und verirrte mich auf der Suche nach dem Gästeklo in den Flur, wo ein Kollege aus Storchs Team am offenen Fenster rauchte. Von Storchs Wohnung im vierten Stock im Bamberger Berggebiet hatte man einen privilegierten Blick auf die Stadt. Der Kollege war vielleicht Mitte dreißig, durchschnittlich groß mit hellen, bereits schütterten Haaren und stand geduckt da, wie ein Boxer

in Verteidigungsstellung. Dunkle Augen flackerten in einem schmalen Fuchsgesicht. Hohlwangig zog er an der Zigarette und behielt den Rauch lange in der Lunge, als hätte er ihn hinuntergeschluckt, um ihn schließlich umso hastiger wieder auszustoßen. Er hielt mir die Packung hin.

»Auch eine?«

Ich schüttelte den Kopf. »Danke. Hab's mir schon vor ein paar Jahren abgewöhnt.«

»Versuche ich auch immer mal wieder. Klappt aber nicht.«

»Schon mal mit Nikotinplastern probiert?«

»Ja, aber sobald ich den Mund aufmache, fallen die Dinger wieder ab.«

Wir lachten, und er schnippte die Kippe aus dem Fenster. »Interessante Konstellation, die beiden.«

»Storch und seine kleine Spanierin? Allerdings.«

Er grinste und nickte mir zu. »Ich geh dann mal wieder rein.«

»Okay. Dann suche ich weiter nach dem Klo.«

»Zweite Tür links.« Er zeigte in die entsprechende Richtung.

Als er gegangen war, blickte ich aus dem Fenster. Die Feierlichkeiten hatten am frühen Nachmittag begonnen. Jetzt, Anfang November, wurde es bereits um kurz vor fünf dunkel, und die Lichter, die aus der Stadt zu mir heraufschienen, strichen über die weißen Wände wie Katzen um den Block. Unter mir umfassten der linke und der rechte Regnitzarm das Zentrum Bamberg. Dort unten lebte Mutter in einem der Häuser, in denen jetzt die Lichter aufflammten wie einzelne, voneinander getrennte Synapsen – Sinnbild von Mutters dementem Gehirn, in dem der Strom nicht mehr floss, sondern nur noch gelegentlich etwas aufblitzte, aber gleich wieder verlosch. Ich dachte an das Heim, an den schmalen Gang mit dem Uringeruch und den Türen, hinter denen die abgelaufenen Schicksale ihr einsames, sediertes Warten auf den Tod fristeten. Ein Leben in einer Streichholzschachtel, die mal ein wenig aufgeschoben wird,

aber immer wieder zu. Das Ende der Freiheit, die sich jeder irgendwann einmal erträumt hatte. Als man jung gewesen war, voller Hoffnungen und Pläne.

Ich verdrängte die Gedanken. Mein Blick glitt den Weg zurück. Auf der Straße vor dem Haus parkte Dr. Meyers moralisch erleuchtender Elektro-BMW vorwurfsvoll neben meinem Station Wagon – der Veganer neben dem Ressourcen verschlingenden Ungeheuer, das grüne Gewissen neben dem saufenden, fleischfressenden Gewissenlosen. Der Chevy erinnerte mich an meinen Vater, den der Ruin seines Taxigeschäfts mit einem Strick um den Hals auf einen Hocker auf den Dachboden unserer Mietwohnung in der Gereuth getrieben hatte. Ein erhängter Vater und eine Mutter, die im verlöschenden Bild ihrer Erinnerungen vor sich hin dümmerte. Was für eine Bilanz. Fehlte nur noch einer in der traurigen Ahnengalerie: ich, Hauptkommissar Rodney Killer, bis vor einer Woche noch vom Dienst suspendiert wegen angeblicher Vergewaltigung der Hauptverdächtigen in einem Mordfall, bezeugt von deren Anwalt. Hauptkommissar Killer, der, wie die Presse schrieb, genau diesen Mordfall gelöst hatte, indem er wie in einem shakespeareschen Drama am Ende alle sterben ließ. Hauptkommissar Killer, dem sein Vorgesetzter Dr. Meyer eine Therapie gegen Spielsucht verordnet hatte – die mit der Frage begann: »Warum spielen Sie?« *Hallo, warum ich zocke?*, hatte ich mir gedacht. *Vielleicht weil's Spaß macht?* Ich hatte geantwortet: »Ich weiß, dass es nicht richtig ist, zu spielen, deshalb hoffe ich, dass mir diese Therapie helfen wird, meine Sucht zu überwinden.«

Dann erinnerte ich mich wieder daran, warum ich hier draußen auf dem Flur stand, und fand die richtige Tür zu Storchs weiß gefliestem Gästeklo.

Als ich auf die Party zurückkehrte, hatte diese an Fahrt aufgenommen. Aus den Lautsprechern erklang Tanzmusik, und die leicht angetrunkene Meute bewegte sich dazu mehr oder

weniger talentiert. Storch mit Verlobter auf Bauchnabelhöhe mittendrin und gleich daneben Dr. Meyer mit Gattin, wie nicht anders zu erwarten in perfektem Rhythmus und mit dem beidseitigen Lächeln, das dem Rest der Welt signalisierte: Seht her, das ist souveräne Harmonie, so wird das gemacht.

»Tänzer oder Schwänzer?« Ein süßlicher, schwerer Duft, eine ruhige, dominante Stimme, die es gewohnt war, zu lenken und zu leiten, gefolgt von einem rauen, aber herzlichen Lachen. Dr. Meyers Vorzimmerdame, ein Hundertzwanzig-Kilo-Schlachtrösser, aber mit Klasse und herbem Charme, der einfach alles überrollte.

»Schw–«, setzte ich an, doch es war schon zu spät. Ich fand mich auf der Tanzfläche wieder, wohin mich ihr wogender Busen unwiderstehlich dirigiert hatte.

»Haben Sie schon gehört?« Sie schwenkte mich hin und her und drehte mich, dass mir schwindelig wurde.

»Was?«

Mit ihrem Oberkörper leitete sie eine halsbrecherische Linksdrehung ein.

»Also noch nicht.« Jetzt wurde ich rechtsherum geschleudert.

»Nein.«

»Dr. Meyer«, sagte sie bedeutungsvoll.

Der Song war zu Ende, das Drehen endete abrupt. Ich taumelte einen halben Schritt zur Seite, vor meinen Augen funkelten Sterne, und es dauerte eine Weile, bis ich die Umgebung wieder sortiert hatte. Ich blickte zu Dr. Meyer und seiner Gattin, die in Richtung der Lautsprecher applaudierten und dabei höflich lächelten. »Dr. Meyer?«, wiederholte ich.

»Ja. Es ist zwar alles noch nicht offiziell«, ihre Stimme senkte sich zu einem verschwörerischen Flüstern, »aber schließlich bringe ich ihm seine Post.«

Hieß das, dass sie sie auch las?, fragte ich mich.

Sie sah meinen Blick und lächelte wissend. »Herr Killer, als Sekretärin ist man wie eine Mutter für seinen Vorgesetzten, verstehen Sie?«

Ja, Mama. Ich lächelte zurück. »Und was ist die Neuigkeit bezüglich Dr. Meyer?«

Ihre angemalten Lippen näherten sich bedrohlich meinem Ohr. »Sie müssen mir aber versprechen, es nicht weiterzusagen. Es bleibt unter uns.«

»Versprochen. Polizistenehrenwort.«

»Na ja. Aber gut. Er wird versetzt.«

»Dr. Meyer?«

»Ja. Ins Ministerium.«

»Nein.«

»Doch. Aber denken Sie daran: kein Wort darüber zu niemandem.«

Gerade als die Musik wieder einsetzen wollte, unterband Dr. Meyer dies durch eine Handbewegung. Die Tänzer hielten inne, und es trat erwartungsvolle Stille ein.

»Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.«

Ein neugieriger Kreis bildete sich um Dr. Meyer und seine Gattin.

»Ich möchte mich vorab schon bei Dr. Storch bedanken, es ist alles mit ihm abgesprochen.«

Storch nickte gütig.

»Eigentlich will ich Ihre Verlobungsfeier nicht dazu benutzen, um über meine Zukunft zu sprechen. Aber da wir hier alle versammelt sind, nutze ich die Chance, Ihnen eine wichtige Information zukommen zu lassen.« Dr. Meyer behielt sein verbindliches Lächeln bei und machte eine kurze Sprechpause, bevor er fortfuhr: »Ich werde ins Innenministerium versetzt. Natürlich werde ich mich noch offiziell im Präsidium verabschieden, wenn meine Nachfolgerin, Frau –« Ein Klingeln in seiner Hosentasche unterbrach ihn. Er entschuldigte sich bei uns, trat einen Schritt zur Seite und lauschte mit schräg gelegtem Kopf in sein Handy. »Ja. Verstanden«, sagte er. »Wir sind sofort da.« Mit einer bedauernden Geste wandte er sich zunächst an Storch und dessen Verlobte und dann an uns alle. »Liebe Kolleginnen und Kollegen. Es tut mir außerordentlich

leid, aber wir haben eine männliche Leiche auf der Altenburg. An die Arbeit.«

Ich hörte noch, wie Storch zu seiner feurigen Verlobten sagte: »Ein kleiner Vorgeschmack. Kann nicht schaden, wenn du dich daran gewöhnst, wie das in unserem Laden läuft.«

Bärenzwinger

Es gibt Dinge, die würde man gern zurücklassen, wenn man nach Hause geht – wie einen Aktenordner oder einen Bericht, den man nur halb geschrieben hat, oder den ganzen anderen Kram, den es tagtäglich zu erledigen gilt. Aber manchmal funktioniert das nicht. Man wirft einen letzten Blick in den Raum, schließt die Tür hinter sich, geht den Flur entlang und hofft mit jedem Schritt, den man sich entfernt, auch innerlich Abstand zu gewinnen, Distanz zwischen sich und die Dinge zu bringen. Man schwebt im Aufzug dem Ausgang zu, redet sich ein, es sei alles vergessen, wenn man unten ist, zumindest bis morgen. Doch dann zischt die Tür auf, man tritt aus dem Lift, läuft über den Parkplatz, und es ist immer noch da. Auf der Heimfahrt. Zu Hause, in der Nacht, am Morgen. Immer.

Es gibt Dinge, die man nicht zurücklassen kann.

Jeder Polizist, der mit Gewaltverbrechen zu tun hat, kennt das: Ein anfangs weißes Blatt wird Wort für Wort beschrieben mit Dingen, für die es eigentlich keine Worte gibt. Der zunächst leere Raum des neuen Falles, den man in naiver Anfängereuphorie ursprünglich mit großartigen Heldentaten ausstaffiert hat, verwandelt sich in ein Gruselkabinett mit Geistern, die einen heimsuchen, wie es ihnen beliebt. Nach ein paar Jahren besitzt jeder Beamte seine ganz persönliche Galerie des Unfassbaren, zu der immer wieder Bilder dazukommen, sodass neue Räume angebaut werden müssen.

Ein Raum, der von Anfang an existiert, trägt die Inschrift:

»Tatorte und Todesarten«, über dem Eingang. In der Vorstellung vieler Menschen, die einerseits dem Tod meist in seiner natürlichen Form begegnen – eine friedlich entschlafene Großmutter in ihrem Bett, der letzte Abschied vom sorgfältig zurechtgemachten Großvater in der Aussegnungshalle –, gibt es andererseits charakteristische Horrorszenarien, die nur in der Phantasie existieren: etwa der verwesene Tote auf dem Sonntagsspaziergang, aus dessen Augenhöhlen weiße Maden kriechen und der einen mit geblecktem Gebiss angrinst, oder die schön gleichmäßig auf einer Müllkippe verstreuten Leichenteile. Auch solche oder ähnliche Bilder schmücken die Ausstellungsräume einiger Mordkommissare, allerdings mit dem Unterschied, dass sie in ihrem Fall real sind.

In meiner Galerie nimmt ein Bild meines Vaters einen besonderen und ersten Platz ein: Es zeigt ihn auf dem Dachboden unseres Mietshauses in der Gereuth, schaukelnd wie ein gruseliges Windspiel zwischen überdimensionalen blütenweißen Damenunterhosen, den nachdenklich wirkenden Blick auf seine polierten Sonntagsschuhe oder vielleicht auf das Stück Zunge gerichtet, das er sich beim Ruck des Seils, das ihm das Genick brach, abgebissen hat.

Zu diesem Bild gesellten sich in rascher Abfolge weitere: Drogentote in meiner Zeit beim K2, junge Menschen, von denen jeder einzelne die bange Frage hinterließ, wie man sich so zugrunde richten, wie man ein Leben so einfach wegwerfen kann.

In den meisten Galerien ist ein Raum dem Makabren, dem Kuriosen gewidmet. In meinem Fall einem erschlagenen Mönch, dem der Mörder zusätzlich einen Meißel ins Herz getrieben hatte, als wollte er einen Vampir töten. Und als wäre das noch immer nicht genug, hatten ihn die Mörder im Durchschlupf unter einem fürstbischöflichen Sarkophag deponiert, dem man heilende Wirkung bei Rückenleiden zuschreibt – wozu der Leidende nur dreimal hintereinander durch die Einsparung unter dem Grab kriechen muss. Wie hatte ein älterer

Kollege den Mord kommentiert? »Ihre Karriere hat gerade erst begonnen.«

Als ich an diesem Abend zusammen mit Waldi in meinem 68er Chevy Caprice der Kolonne hinterherfuhr, hatte ich gleich die Ahnung, dass es nicht lange dauern würde, bis ein weiteres Bild in meiner persönlichen Schreckensgalerie hing.

Es war dunkel, und vor uns tanzte der kreiselnde Reigen der Blaulichter den Kaulberg hinauf, wo wir in Richtung Karmeliterkirche abbogen, die Eisgrube unten rechts liegen ließen, um dann mit heulenden Sirenen die steile Auffahrt zur Altenburg hochzujagen.

Wir nahmen die letzte Kurve mit vollem Tempo, wobei es mir wie immer ein Rätsel war, warum ich mich dieser Eile angeschlossen. Wenn ich gerufen wurde, waren die Mörder längst verschwunden. Waldi und ich hätten eigentlich in aller Ruhe zum Tatort spazieren können, denn auch das hätte an dem Zustand der Toten nichts mehr geändert. Zugegeben, die Techniker sollten nicht trödeln, jede verlorene Minute erhöhte die Gefahr, dass eine Spur verwischt oder unbrauchbar wurde. Vielleicht war es der Herdentrieb, der mich veranlasste, auch noch mit Karacho über die Brücke, durch die engen Torbögen und auf den gepflasterten Hof zu brettern und schlitternd hinter dem weißem Techniker-Van zum Stehen zu kommen.

Storch und sein Team streiften die Overalls über, nahmen die Aluminiumkoffer und folgten einem leichenblassen Gastwirt in Richtung des alten Bärenzwingers, Dr. Meyer, Waldi und mich im Schlepptau. Das Gehege beziehungsweise der Aussichtsplatz darüber war ein Ort meiner Kindheit, mit der Mauer, die ein paar Meter senkrecht zum Wassergraben abfiel. Darin schwamm in meiner Erinnerung eine trübe Brühe, die der Bär, vielleicht allein wegen des ganzen Unrats darin, mied. Vater hatte mich immer auf das Mäuerchen gehoben, obwohl das natürlich verboten war. Dann baumelten meine Beine hinab, und Mutter bekam jedes Mal beinahe einen Herzin-

farkt, weil sie fürchtete, ich könnte hinunterstürzen und der Bär würde mich vor ihren Augen mit Haut und Haaren fressen. Wobei ich mir noch immer sicher bin, dass sie beide hinterhergesprungen wären, um mich zu retten, Vater und Mutter.

In Wirklichkeit war der Bär eine bedauernswerte Kreatur gewesen. Ein Raubtier, eingesperrt, begafft, beworfen mit Äpfeln und Eiern, die er anfangs noch geschickt mit dem Maul auffing, aufrecht stehend, die mächtigen Pranken weit von sich gestreckt. Dann wurde er alt und blind, kam nur noch selten zu seinem Publikum an die Mauer. Und wenn, dann klatschten die Eier gegen seine Brust oder seinen Kopf, und er brüllte so wütend und verzweifelt, dass den Gaffern ein wohliger Schauer den Rücken hinunterlief. Anschließend ließ er sich, übersät mit Dottern und Eierschalen, steif auf alle viere fallen und trottete mit schleifenden Schritten und blindem Blick, als würde er in der Ferne etwas suchen, durch seinen Zwinger, in dem er sich stets abrupt drehte, um nicht gegen die Mauer zu stoßen. Auch blind hatte er die Maße seines Gefängnisses auf den Zentimeter genau gekannt.

Der Bär war schon seit Jahren tot, doch an seinem alten Schlafplatz, einer Art Höhle am hinteren Ende des Zwingers, lag an diesem Abend ein anderer Toter. Die Techniker hatten den Tatort mit den rot-weißen Bändern abgesperrt. Waldi und ich streiften die vorschriftsmäßigen Plastiktüten über die Schuhe und zogen die Handschuhe an. Als Storch mich durchließ, damit ich einen ersten Blick auf die Leiche werfen konnte, sah ich in einer Ecke hinter dem aufgestellten Stoffbären zunächst nur ein dunkles, seltsam verschnürtes Bündel, das alles, nur kein Mensch sein konnte. Vielleicht etwas anderes in der Größe, ordentlich verpackt und hier abgelegt, wo früher, wenn der restliche Zwinger gereinigt wurde, der Bär eingeschlossen worden war.

Neben mir hob Waldi witternd die Nase und schnüffelte. Keine auch noch so leise Spur von beißendem Raubtiergeruch, kein Wunder nach so langer Zeit. Es roch modrig, nach altem

Mauerwerk und Erde oder gestampftem Lehm – und nach noch etwas, das man nicht wirklich als Geruch wahrnehmen konnte, das aber dennoch in der Luft hing, unzweifelhaft und mit den Sinnen greifbar wie der Rauch eines Feuers oder der über einer Stadt hängende Smog.

Die Präsenz des Todes.

Die Scheinwerfer der Techniker flammten auf, überschwemmten den Tatort mit weißem Licht und verwandelten das formlose Bündel in der Ecke in einen Menschen. Ich musste sehr genau hinsehen, um zu begreifen, wie er gestorben war. Er lag auf dem Bauch, den Kopf weit im Nacken, die Beine so über dem Rücken im Hohlkreuz gebogen, dass die Fersen beinahe die Stelle zwischen den Schulterblättern berührten. Der Mann sah aus wie ein Schaukelpferd – oder so, als wollte er mit einer gymnastischen Übung seine Beweglichkeit testen. Hände wie auch Beine waren gefesselt, um seinen Hals lag eine Schlinge, die ein einfaches, harmlos wirkendes Stück Schnur mit der Fußfessel verband. Ich stieß den automatisch angehaltenen Atem aus, als ich erkannte, wie perfide die Tötungsart war. Wie lange hatte sein Todeskampf gedauert? Wie lange hatte er verzweifelt versucht, die Beine in dieser ihm aufgezungenen Position zu halten? Denn mit jedem Zentimeter, den er nachgab, hatte er selbst die Schlinge um seinen Hals enger gezogen. Ich konnte die Krämpfe in seinen Oberschenkeln förmlich spüren, stellte mir vor, wie sein Wille zu überleben Stück für Stück vom eigenen Körper gebrochen worden war. Bestimmt hatte er mit all seinem Überlebenswillen bis zuletzt gekämpft, obwohl ihm klar gewesen sein musste, dass er das Spiel verlieren würde – und dieses Wissen war die eigentliche Grausamkeit. Er war sich von Anfang an klar darüber gewesen, dass er sich selbst erdrosseln würde.

»Eine Hinrichtung«, stellte Storch hinter mir fest. Im weißen Overall mit der seltsamen Kapuze sah er skurril aus. Waldi hatte einmal geunkt, man könne ihn in diesem Aufzug locker als übergroße Kondomwerbung losschicken, es fehle anstelle

der Rückenaufschrift »Polizei« nur der entsprechende Markenname.

Ich nickte. In gewissen Kreisen bestrafte man einen Verräter, indem man sich ihn quasi selbst zu Tode foltern ließ. Ich warf noch einen Blick auf den Ermordeten. Er mochte Ende vierzig, Anfang fünfzig sein, hatte graues, über der Stirn sich lichtendes Haar, ebenso graue Bartstoppeln und hervortretende dunkle Augen. Seine Zunge quoll dunkelblau zwischen blutig gebissenen Lippen hervor. Er trug einen guten Anzug, die knöchelhohen schwarzen Stiefeletten hatten seitliche Reißverschlüsse.

»Okay«, sagte ich zu Storch. Zusammen mit Dr. Meyer und Waldi tauchte ich unter dem Absperrband hindurch, damit die Kriminaltechniker auf dem begrenzten Raum ungestört ihre Arbeit verrichten konnten. Ich streifte die Über- und die Handschuhe ab und erblickte hinter dem Eingang zum Gehege vornübergebeugt den Gastwirt, der die Leiche gefunden hatte. Er kotzte sich die Seele aus dem Leib. Wir warteten dezent im Hintergrund.

»Meine Fresse, wie abartig«, sagte Waldi mit Blick auf den Zwinger. »Hätte es nicht gereicht, ihn einfach zu erschießen oder meinetwegen auch eigenhändig zu erwürgen? Warum so eine perverse Show?«

Dr. Meyer räusperte sich neben mir und senkte die Stimme. »Wir richten ein Soko ein: Soko Bärenzwinger. Herr Killer und Herr Schöps, das ist Ihr Fall. Ich kümmere mich um die Presse. Der Herr Staatsanwalt wird gleich eintreffen. Optimal wäre eine rasche Aufklärung des Mordes, auch in Hinblick auf meine Nachfolge. Ein Abschluss, gefolgt von einem neuen Anfang, Sie verstehen?«

Natürlich verstand ich. Es gab keinen schöneren Abgang als einen gelösten Mordfall. Ich nickte, wandte mich an den Wirt und reichte ihm ein Papiertaschentuch. »Sie haben die Leiche entdeckt?« Ich wartete seine Antwort nicht ab. »Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Nachdem er sich mit einer nervösen Bewegung über den

Mund gefahren war, wusste er nicht, wohin mit dem Papiertaschentuch. Waldi verzog das Gesicht, als er es schließlich mit zittrigen Fingern zusammenknüllte und sich in die Hosentasche stopfte.

Mit der Hand unter seinem Ellenbogen dirigierte ich ihn die Steinstufen hinauf, bis wir wieder über dem ehemaligen Bärenzwinger standen. Er sah aus wie die Kulisse in einem Hollywoodfilm, ausgeleuchtet von den Scheinwerfern der Techniker. Fehlte nur noch, dass jemand irgendetwas rief wie »Klappe, die zweite!« oder »Film ab!«.

»Wie heißen Sie?«, fragte Waldi.

»Bär.«

Waldi grinste demonstrativ hinunter zum Zwinger. »Nicht Ihr Ernst.«

Im Stillen dachte ich das Gleiche, schwieg aber. Waldi war manchmal ein Prolet. Weder Einfühlungsvermögen noch Taktgefühl gehörten zu seinen Stärken.

»Und der Vorname ist Braun oder Poldi oder so was in der Art?«, spielte er den Witzbold.

Der Wirt blickte mich hilfeschend an. »Nein«, murmelte er dann. »Ottmar.«

»Ottmar Bär. Okay.« Ich notierte den Namen. »Mein Kollege macht gern mal einen Scherz, damit man ins Gespräch kommt.«

Waldi gab sich vertraulich. »Dann erzählen Sie mal: Ist Ihnen heute irgendetwas Besonderes aufgefallen?«

Der Wirt hustete ein hysterisches Lachen. »Sie sind wirklich ein Witzbold. Ob mir etwas Besonderes aufgefallen ist? Da liegt ein Toter im Zwinger, der ist mir besonders genug.«

»Mein Kollege meinte, bevor Sie den Toten gefunden haben.« Ich setzte eine ernste, aber verbindliche Miene auf. »Haben Sie etwas gesehen oder gehört, das Ihnen im Nachhinein vielleicht ungewöhnlich vorkommt? Der Mann wurde ermordet, und wir wissen noch nicht, ob der Bärenzwinger auch der Tatort war. So oder so hat jemand einen ziemlichen Aufwand

betrieben, also wäre es ja möglich, dass Ihnen irgendetwas aufgefallen ist. Personen, die sich sonderbar verhalten oder die nicht hierhergepasst haben, Autos –«

»Wir haben November.«

»Und?«

»Da kommen kaum noch Touristen. Keine Japaner oder Chinesen. Nur ein paar Rentner und Stammgäste.«

»Japaner und Chinesen.« Waldi schnaubte. »Mir reicht noch die Busladung Schlitzaugen letztes Jahr in der Kirche.«

Ich räusperte mich entschuldigend und wandte mich wieder an Bär. »Also keine ungewöhnlichen Personen oder Ähnliches?«

Bär, immer noch leichenblass, schüttelte den Kopf. »Aber ich war auch fast die ganze Zeit drinnen. Hab mich um ein paar Stammgäste gekümmert. Sonst war nichts los.«

Waldi zückte sein Notizbuch. »Wann genau waren Sie im Gasthaus, und wann haben Sie es verlassen?«

Der Wirt fummelte eine Zigarette aus der Hemdtasche. Während er sie nervös anzündete, flackerte sein Blick zu mir und wieder zu Waldi zurück. Er inhalierte gierig, blies den Rauch an uns vorbei und hustete. »Ich war immer mal wieder draußen, um eine zu rauchen.«

Waldi klopfte mit dem Stift auf sein Notizbuch. »Geht's nicht genauer?«

»Damit wir exakter eingrenzen können, wann der Mann ermordet oder hierhergebracht wurde«, erklärte ich. »Sieht man von Ihrem Raucherplatz aus den Bärenzwinger oder den Eingang zur Burg?«

»Den Eingang, den Zwinger nicht. Ich rauch so alle zwei Stunden eine, guck aber nicht auf die Uhr, wann.«

»Das heißt, Sie hätten es mitbekommen, wenn jemand während Ihrer Raucherpause zum Beispiel einen großen Gegenstand durch das Burgtor transportiert hätte.«

»Kann schon sein.« Die Glut an Bärs Zigarette leuchtete hell. Während er den Rauch ausstieß, sah er aus, als wäre er

mit seinen nervösen Gedanken woanders. »Einen großen Gegenstand?«

»Die Leiche«, erklärte Waldi. »Oder eine Person, die noch lebte, aber getragen oder anderweitig fortbewegt werden musste.«

Der Wirt nahm einen weiteren tiefen, aber hastigen Zug, warf die Kippe auf den Boden und trat sie mit dem Absatz aus. »Ich habe nichts gesehen. Wie gesagt, jetzt ist so gut wie nichts mehr los, schon gar nicht abends. Nur drei oder vier Stammgäste waren im Lokal.«

»Und der Koch und der Kellner? Vielleicht haben die etwas gesehen. Sind sie noch da?«

»Sie sprechen gerade mit ihnen.«

Waldi hob die Brauen. »Verarschen Sie uns nicht.«

Bär bleckte gelbe Zähne, wahrscheinlich zu einem Grinsen. »In der Nebensaison bin ich alles in einer Person. Wirt, Koch und Kellner.«

»Dann erzählen Sie uns bitte noch, wie Sie den Mann gefunden haben.« Ich nickte ihm aufmunternd zu.

Da der Wirt offensichtlich nicht genau wusste, was ich von ihm wollte, präzisierte ich: »Wie lag er da? Wussten Sie gleich, dass er tot war?«

Während Bär wieder lange nachdachte, zitterte seine Oberlippe wie bei einem nervösen Teenager. Schließlich sagte er: »Er lag so da, wie Sie ihn gesehen haben. Ich wusste sofort, dass er tot war.« Wieder präsentierte er uns sein Rauchergebiss und beeilte sich hinzuzufügen: »Aber vorsichtshalber habe ich ihm das Klebeband abgezogen. Sie wissen schon, es hätte ja doch sein können, dass er noch am Leben war.«

»Klebeband?«, fragte Waldi alarmiert.

»Ein graues. Panzertape, so nennt man das, glaube ich.«

Ich schaltete mich wieder ein. »Wo ist dieses Tape jetzt?«

Er zuckte mit den Schultern, begann dann, seine Taschen zu durchwühlen, und förderte schließlich einen grauen Klumpen zutage. »Hier.«

»Geben Sie her.« Ich nahm das zusammengeknüllte Band und steckte es in einen Plastikbeutel. Dann legte ich Waldi, der schon wieder loslegen wollte, die Hand auf den Arm. Natürlich war es unprofessionell, ein vielleicht wichtiges Beweismittel von der Leiche zu entfernen, aber schließlich war Bär Wirt und nicht Polizist. Ihm war kein Vorwurf zu machen. »Das war's fürs Erste«, sagte ich und reichte ihm meine Karte. »Falls Ihnen noch etwas einfällt, rufen Sie an. Wir sind rund um die Uhr erreichbar. Und kommen Sie bitte morgen früh aufs Revier, damit wir Ihre Aussage aufnehmen können.«

Ich gab dem Wirt die Hand und nickte Waldi zu. Wir gingen zurück zum Bärenzwinger, wo Dr. Meyer etwas abseits stand und Staatsanwalt Dr. Herbert, der offensichtlich gerade eingetroffen war, den Sachverhalt erklärte. Herbert, ein großer, schlanker Mann mit grauen Schläfen, spielte kleidungsmäßig in einer Liga mit dem Polizeipräsidenten. Beide hatten den Hang zu Markenanzügen und italienischen Schuhen. Ich glaube, ich habe an keinem von ihnen je eine ganze Woche lang dieselbe Krawatte gesehen.

Wir zogen uns wieder die Überzieher über die Schuhe und schlüpfen in die Gummihandschuhe. Rechtsmediziner Storch hockte im Bärenzwinger neben der Leiche. Als er uns sah, erhob er sich und stieß mit dem Kopf an die niedrige Decke.

»Autsch!«, entfuhr es ihm. Dann spulte er seine ersten Ergebnisse in seinem gewohnt knappen Stil herunter: »Wie immer erst mal ohne Gewähr. Todesursache: Strangulation durch ihn selbst. Rigor Mortis – Fehlanzeige, Livores auf Bauch und Oberschenkeln, die der Position der Leiche geschuldet sind. Körpertemperatur: dreißig Komma fünf Grad Celsius. Unser Mann ist also noch keine zwei Stunden tot.«

»Kannst du nicht mal deutsch reden, damit normale Menschen dich auch verstehen?« Waldi versuchte, sich in dem engen Gehege an mir vorbeizuschieben, und erntete dafür sofort einen Rüffel von einem der Techniker.

»Kollege, nicht herumtrampeln. Nachher bist du der Erste,

der sich beschwert, dass wir keine brauchbaren Spuren liefern können. Hier ist nur Schweben erlaubt.«

Während Waldi aufgrund des Anschisses zur Salzsäule erstarrte und sich dann den Vortrag Storchs über die Leichenstarre – »Rigor Mortis beginnt bei Zimmertemperatur nach ein bis zwei Stunden in den Augenlidern und der Kaumuskulatur ...« – und Totenflecke – »Livores entstehen etwa zwanzig bis dreißig Minuten nach Kreislaufstillstand durch schwerkraftbedingtes Absinken des Blutes ...« – anhören durfte, arbeitete es hinter meiner Stirn. Wenn es stimmte, was Storch über den Todeszeitpunkt gesagt hatte, und daran gab es normalerweise nicht den geringsten Zweifel, dann konnten der oder die Mörder noch nicht lange verschwunden sein. Es gab nur zwei Auffahrten zur Altenburg. Natürlich kam man auch zu Fuß herauf, aber es sah nicht so aus, als wäre unser Toter freiwillig in seine Todeszelle marschiert. Das bedeutete, dass uns die Mörder möglicherweise entgegengekommen waren. Vielleicht hatten sie unserer Kolonne sogar höflich am Straßenrand wartend den Weg frei gemacht. Ich unterbrach Storchs reichlich wissenschaftliche Ausführungen über temperaturgestützte Todeszeitpunktberechnung – »Die physikalische Berechnung von Abkühlungsprozessen ist ein Teilgebiet der Thermodynamik ...« – und fragte: »Kannst du schon sagen, ob der Mann hier gestorben ist oder woanders?«

»Nein. Nicht mit Sicherheit.«

»Zu neunundneunzig Prozent hier«, schaltete sich der Techniker ein, und seine Rechte umschrieb das Terrain um den Toten herum. »Den Spuren nach zu urteilen, hat er sich zuvor in diesem Radius bewegt. Es ist unwahrscheinlich, dass der Mörder ihn mal hierhin, mal dorthin gezogen hat.«

Ich überlegte laut: »Es sei denn, man wollte den Toten in bestimmter Weise arrangieren und war erst nach einiger Zeit mit dem Ergebnis zufrieden.«

»Dann hätten wir Schleifspuren sichergestellt. Haben wir aber nicht.« Er ging in die Hocke und deutete auf dunkle Stel-

len auf dem Untergrund neben der Leiche. »Wie es aussieht, hat er sich mal ruckartig und dann wieder wie ein Schaukelpferd bewegt. Vermutlich hat er bis zuletzt alles ausprobiert, um sich zu befreien. Der Todeskampf hat definitiv hier stattgefunden.«

Insgesamt schüttelte ich den Kopf. Egal ob der Mann hier oder an einem anderen Ort gestorben war, das Szenario blieb absurd. Warum waren der oder die Mörder das Risiko eingegangen, entdeckt zu werden? Die Altenburg war ein öffentlicher Ort, sie hatten selbst jetzt, in der Nachsaison, mit Besuchern rechnen müssen. Jeder Tourist hätte die Mörder entlarven können. Ich wandte mich wieder an Storch. »Wie lange kann der Todeskampf gedauert haben? Ach übrigens, sein Mund war zugetapt.«

»Spekulation«, benutzte Storch eins seiner Lieblingswörter. »Dreißig Minuten. Fünfundvierzig höchstens, je nachdem, wie fit er war. Vielleicht auch nur zwanzig, wenn er früh Krämpfe bekam. Ab dem Moment hatte er keine Chance mehr. Und wenn sein Mund verklebt war, konnte er nur durch die Nase atmen, was sein Ersticken möglicherweise beschleunigte.«

»Werdet ihr Spuren an dem Tape feststellen können?« Ich reichte ihm die Asservatentüte mit dem sichergestellten Beweismittel.

»Bestimmt. Ich tippe auf Fingerabdrücke vom Wirt und Speichel und vermute, dass Letzterer vom Opfer stammt. Der oder die Täter werden das Klebeband kaum abgeschleckt haben.«

»Kennen wir seine Identität?«

»Bis jetzt noch nicht. Hatte keinen Ausweis bei sich, aber das da.« Der Techniker reichte mir einen Plastikbeutel mit einem Handy.

Das machte die Sache wesentlich leichter. Mit etwas Glück würden wir darauf sogar die Nummer des Mörders finden. Zudem könnten wir über den Provider den Besitzer des Handys ausfindig machen, es sei denn, derjenige hatte eine Prepaid-

Karte benutzt. In diesem Fall müssten wir es mit Fingerabdrücken oder einem DNA-Abgleich versuchen. Letzteres allerdings setzte voraus, dass der Besitzer bei uns im System war.

Als könnte er Gedanken lesen, sagte Waldi in diesem Augenblick: »Wenn einer auf diese nicht gerade feine Art um die Ecke gebracht wird, hat er mit Sicherheit ein ellenlanges Strafregister. Der ist bestimmt kein braver Familienvater, der zufällig einem Wahnsinnigen in die Arme gelaufen ist.«

»Erst mal überprüfen wir das hier.« Ich hielt Waldi das Smartphone unter die Nase.

Mein Kollege nickte. »Und hoffen, dass es sich um ein Vertragshandy handelt. Dann ist das Telefon aufschlussreicher als das Tagebuch des Toten.«

Waldi hatte recht. Vorausgesetzt, es befand sich eine SIM-Karte in dem Gerät und der Besitzer hatte sein Handy normal benutzt, könnte es sein ganzes Leben ausplaudern. Mit Hilfe von WhatsApp-Nachrichten, SMS und Anruflisten, Bewegungsprofilen und Internetverläufen würden wir mehr über seinen Besitzer erfahren als der beste Verhörungsspezialist.

Ich bedankte mich bei den Technikern und gab Waldi einen Wink, den Zwinger wieder zu verlassen. Im Besucherbereich zog ich die Handschuhe aus, holte das Smartphone aus dem Beutel, wischte über den Bildschirm und murmelte enttäuscht: »Gesperrt.«

»Gib mal her.« Waldi grapschte nach dem Handy, studierte den Bildschirm und malte dann mit dem Zeigefinger ein Muster. »Bingo, bin drin«, brummte er zufrieden. »Soll ich mal gucken, mit wem er zuletzt telefoniert hat?«

»Wie hast du ...?«

Waldi grinste mich an. »Ganz einfach, du Technikfreak. Das Handy ist nicht mit einem Zahlencode gesperrt, sondern durch ein individuelles Muster, das man mit dem Finger nachfahren muss. Wenn jemand nicht dauernd das Display abwischt, kann man es ganz gut erkennen. Unser Mann hatte wohl ziemliche Fettfinger. Das M ist wie eingemeißelt.«

Ich nahm Waldi das Smartphone aus der Hand und studierte die Anrufliste, die er geöffnet hatte. Zuletzt tauchte immer wieder dieselbe Nummer auf. Ich drückte den grünen Hörer, stellte auf laut und sagte zu Waldi, während wir auf das Klingeln lauschten: »Bamberger Nummer. Ein gutes Dutzend Mal. Und alle Anrufe mit heutigem Datum.«

Waldi wollte gerade etwas erwidern, als die Mailbox mit einer dieser weiblichen Stimmen ranging, bei denen man immer das Bild einer verführerischen Blondine vor Augen hat. Die Dame flötete etwas von einer Firma DEIMU und machte mich darauf aufmerksam, dass ich außerhalb der Geschäftszeiten anrief und es gern Montag bis Freitag zwischen neun und siebzehn Uhr probieren könnte.

»DEIMU, nie gehört«, murmelte Waldi, angelte sein eigenes Smartphone aus der Tasche und tippte auf dem Display herum. »Scheint international zu sein und irgendetwas mit Finanzen zu tun zu haben. Die Adresse ist Schützenstraße 27.«

Ich hatte das Gespräch mit der Automaten-Blondine längst beendet und war perplex. »Schützenstraße 27? Da hab ich mal gewohnt.«

Chief Executive Officer

Gleich am nächsten Morgen fuhr ich mit Waldi hin. Die Gegend hatte sich ziemlich verändert, seit ich weggezogen war. Der Bäcker an der Ecke war ebenso verschwunden wie der Tante-Emma-Laden, in dem man von Lebensmitteln über Nähadeln, Schuhcreme und Staubsaugerbeuteln bis hin zu Küchenschürzen, Wäscheständern, Kaffeemaschinen und Transistorradios alles hatte bekommen können.

Was die guten alten Geschäfte betraf, war das gesamte Stadtviertel ein Fall für die Pathologie. Lebensmittel kaufte man schon lange im Discounter oder im Megasupermarkt,

Transistorradios gab es nicht mehr, und Schuhcreme und Küchenschürzen bestellte man heutzutage im Internet, wenn überhaupt. Im ehemaligen Buchladen mit dem abgewetzten Lesesofa zuckten die Neonröhren eines Asia-Imbisses, und die Karte vom Pizzaservice gegenüber las sich wie ein Lexikon aller Schnellgerichte dieser Erde. Die Autos standen in zwei Reihen, Parkplätze gab es sowieso nur für Anwohner. Ich musste zehnmal um den Block fahren, bis ich den Wagen wenigstens im Halteverbot abstellen konnte. Um ihn als Polizeifahrzeug auszuweisen, pflanzte ich das Blaulicht aufs Dach, dann stiegen Waldi und ich aus.

Wir betraten den Innenhof des fünfstöckigen Gebäudes, in dem ich fünf Jahre lang gewohnt hatte. In meiner Erinnerung stapelten sich hier die Bierkästen, aus dem Maul des bunt bemalten Müllcontainers ragten Lenker und Gepäckträger eines verrosteten Fahrrads, grauer Putz blätterte von den Wänden. Wäsche flatterte an unter den Fensterbrettern gespannten Leinen, und die Katzen der Hausmeisterwitwe balancierten in müheloser Anmut zur ehemaligen Waschküche und zum Kohlenkeller. Unter dem Dach hatte der Musiker aus Bratislava gewohnt, der bei den Symphonikern spielte und Tag und Nacht, wenn er keine Vorstellung hatte, auf seinem alten Cello herumkratzte, womit er die unter ihm wohnende Doktorandin in den Wahnsinn trieb. Bis sie ihn heiratete, er das Cello verkaufte, einen Job als Gabelstapelfahrer annahm und die beiden auszogen. Ich erinnerte mich auch an das schrille Paar aus dem dritten Stock, das im Hof mit infernalischem Punk und Tanz auf den Tischen rauschende Partys feierte. Zuerst turtelten und küssten sich die beiden, dann kamen der Streit und die Schläge, bis er am Ende sturzbesoffen in die Biergarnituren krachte und sie mit zerlaufenem Make-up heulend zwischen Einweggeschirr, Essensresten und Plastikbechern mit Bier- und Schnapsresten hockte wie eine verwelkte Blume auf einem Müllhaufen. Irgendwann hatten auch sie eine neue Bleibe gefunden, ebenso wie das alte Ehepaar und der stets wie

aus dem Ei gepellte Banker. Nach der Generalsanierung des Gebäudes war allen der Mietpreis zu heikel geworden. So wie mir.

Jetzt wohnten hier keine Menschen mehr, und es wurde nur noch gearbeitet. Das quadratmetergroße Plexiglasschild neben dem Eingang verwies auf einen Makler, einen Kieferorthopäden, eine IT-Firma, eine Anwaltskanzlei und die Firma DEIMU. Die letzten Anrufe des Ermordeten waren genau an diese Firma gegangen. Und die SIM-Karte des Smartphones, das bei ihm gefunden worden war, war auf den Namen Maximilian Kauder registriert.

Ich drückte den Klingelknopf und wartete, bis mich eine kühle weibliche Stimme aus der Sprechanlage fragte: »Sie wünschen?«

»Killer, Kriminalpolizei Bamberg.«

»Haben Sie einen Termin?«

Waldi drängelte sich neben mich vor die Sprechanlage.

»Nein, aber einen Durchsuchungsbeschluss.«

Am anderen Ende wurde geschwiegen.

Ich schob Waldi zur Seite und sagte: »Das war mein Kollege. Er macht gern Witze. Wir möchten mit Herrn Schäfer, dem Firmenchef, reden.«

»Dr. Schäfer ist in einer Besprechung.« Sie betonte den Titel, als hätte ich durch sein Weglassen eine Majestätsbeleidigung begangen.

»Es dauert nur ein paar Minuten. Falls ein kurzes Gespräch unmöglich ist, kann Herr Schäfer natürlich auch gern aufs Präsidium kommen, das wäre uns sowieso lieber.«

»Wir würden ihn vorladen«, knurrte Waldi in die Sprechanlage.

»Warten Sie.« Wieder entstand eine kurze Pause. Irgendjemand rief etwas im Hintergrund, dann quäkte die arrogante Stimme: »Sie haben Glück. Die Besprechung ist gerade zu Ende. Dr. Schäfer wird Sie empfangen.«

»Na bitte. Geht doch.« Waldi grinste.

Der Summer ertönte, ich drückte die Tür auf, und wir betraten den Hausflur mit Marmorboden.

Der Aufzug schwebte nach oben und spuckte uns mit einem dezenten »Pling!« auf einen Flur mit schweren Teppichläufern. Die Wände waren mit dunklem Holz getäfelt, LED-Leuchten warfen gedimmtes Licht von der Decke. Es war wirklich verrückt. Exakt in diesem vierten Stock hatte ich gewohnt, bevor ich mit meiner damaligen Freundin zusammengezogen war, die ein weiteres Kapitel im unrühmlichen Beziehungsleben des Bullen Rod Killer darstellte. Ich blickte mich nach der Tür um, die zu meiner Zwei-Zimmer-Wohnung geführt hatte, aber offensichtlich hatte man im Zuge der Gebäudesanierung nicht gekleckert, sondern geklotzt. Zu meiner Zeit hatte es weder Marmorfliesen noch Teppiche gegeben – und schon gar keinen Aufzug. Das gesamte Stockwerk war komplett neu aufgeteilt worden, die vier Wohnungen waren zu einem einzigen Komplex verschmolzen, vor dessen Tür oder eher Tor aus Mahagoni oder einem anderen teuren Holz wir jetzt standen.

»Keine Klingel.« Waldi suchte ratlos die Täfelung neben der Tür ab.

Ich deutete auf die Kamera schräg über uns. »Hier kommt man nur nach Gesichtskontrolle rein.«

»Schlecht für dich.«

Ich hielt meinen Ausweis unter das Auge der Kamera. Es dauerte ein paar Sekunden, dann summte die Tür auf. Vor uns lag ein pompöser, einem Foyer ähnlicher Eingangsbereich mit halbkreisförmigem Tresen, hinter dem uns eine schwarzhaarige Schönheit geflissentlich ignorierte.

»Hallo?«, sagte Waldi.

Die Schönheit blickte noch eine ganze Weile auf den Bildschirm, bevor sie geruhte, uns ihre Aufmerksamkeit zu schenken. »Einen Moment.« Ihre pechschwarze Haarfarbe war wohl ebenso wenig Natur wie die Wimpern und die ausladenden Brüste unter der silberfarbenen Bluse. Endlich stand sie auf,

kam um den Tresen herum, strahlte Waldi und mich an und überschlug sich fast vor Freundlichkeit. »Bitte entschuldigen Sie vielmals, wie unhöflich von mir. Aber ich war gerade mitten in einer Buchung. Sie sind die Herren von der Polizei?«

Ich stellte uns vor: »Mein Kollege, Kommissar Schöps. Und mein Name ist Killer.«

Sie entblöbte weiße Zähne. Sie wiesen rote Lippenstiftspuren auf, als hätte sie gerade erst etwas Blutiges gegessen. »Dr. Schäfer erwartet Sie.«

»Was für eine Buchung?«, fragte Waldi.

»Ein Flug.«

»Ihr Chef will verreisen?«

»Geschäftlich. Wussten Sie, dass die Preise bei Online-Buchungen beinahe stündlich schwanken? Ein und derselbe Flug kann schnell mal zwei- oder dreihundert Euro günstiger oder teurer sein.«

»Wohin soll es denn gehen?«

»Darüber wird Ihnen Dr. Schäfer bestimmt selbst gern Auskunft geben. Kommen Sie.«

Ihre Absätze klackten auf dem Parkett, und wir folgten ihr einen kurzen Gang entlang. Sie klopfte an einer cremefarbenen Tür und öffnete sie.

Wir betraten ein geräumiges Büro mit moderner Kunst an den Wänden und Skulpturen auf einem lang gezogenen Sideboard. In drei futuristisch anmutenden Möbeln konnte ich mit einiger Phantasie Sitzmöglichkeiten für Besucher erkennen.

Dr. Schäfer thronte hinter einem wuchtigen, geschwungenen Schreibtisch und entsprach ganz dem Klischee des Managers. Kurze graue Haare, markantes, beinahe asketisch wirkendes, gebräuntes Gesicht. Dunkler Maßanzug, weißes Hemd mit neomodisch breitem Kragen, taubenblaue Krawatte mit einem perfekten Knoten, den ich auch nach intensivem Üben nie hinbekommen würde. Er trat auf uns zu und begrüßte uns gewinnend lächelnd: »Die Herren Kommissare.«

Unsere Vorstellung übernahm dieses Mal Waldi: »Das ist

Hauptkommissar Killer, und mein Name ist Waldemar Schöps. Kripo Bamberg. Was bedeutet die Bezeichnung vor Ihrem Namen unten auf dem Schild?«

»Sie meinen, Senior Chief Executive Officer?« Sein kräftiger Händedruck besagte: Packen wir's an.

»Und wer wird exekutiert?«

Schäfer lächelte gütig über Waldis Flachwitz. »Das heißt lediglich, dass ich Geschäftsführer der DEIMU bin. Zugegeben, klingt etwas hochtrabend, ist aber im internationalen Business so üblich.« Er wandte sich an mich. »Herr Keller, wie kann ich Ihnen und Ihrem Kollegen helfen?«

»Killer. Ich heiße Killer.«

»Interessanter Name – für einen Polizisten.«

»Kennen Sie einen Maximilian Kauder?«

Schäfer runzelte die Stirn und überlegte. »Der Name kommt mir nicht bekannt vor. Für eine verlässliche Antwort müsste ich in meinen Unterlagen nachsehen, ich habe geschäftlich mit sehr vielen Leuten zu tun. Darf ich den Grund Ihrer Frage erfahren?«

»Dürfen Sie. Gleich.« Waldi hielt sich an unser Drehbuch, die Anrufliste auf Kauders Handy zunächst nicht zu erwähnen.

»Was ist mit Herrn Kader? Sie sind schließlich Kriminalbeamte.«

»Kauder«, korrigierte ich. Schäfer schien es nicht so mit Namen zu haben. Oder seine Schwäche war ein bewusst eingesetztes Ablenkungsmanöver. »Sie sind sich sicher, dass Sie ihn nicht kennen?«

»Ich sagte doch, ich habe mit sehr vielen Leuten zu tun und kann mir deshalb nicht alle Namen merken. Aber ich werde in meinem Verzeichnis nachsehen.« Schäfer klappte ein MacBook auf, tippte etwas und schüttelte dann den Kopf. »Nein. Kein Maximilian Kauder. Tut mir leid.« Demonstrativ blickte er auf seine wuchtige Armbanduhr, die bestimmt drei Monatsgehälter meiner Besoldungsklasse gekostet hatte, wenn nicht

vier. »Könnten Sie bitte zur Sache kommen? Ich bin ein viel beschäftigter Mann, mein Terminkalender ist randvoll.«

»Okay.« Waldi setzte seinen Bad-Cop-Blick auf. »Dieser Kauder, den Sie nicht kennen, wurde gestern ermordet. Auf ziemlich ekelhafte Art.«

Schäfers sauber getrimmte Brauen hoben sich. »Die Welt kann ein schlimmer Ort sein. Aber Sie sind mir immer noch die Antwort auf die Frage schuldig, warum Sie damit zu mir kommen.«

»Weil er hier angerufen hat«, sagte ich.

Schäfer zuckte mit den Schultern: »Und?«

»Wir stehen noch ganz am Anfang unserer Ermittlungen und gehen jeder kleinsten Spur nach. Da Ihre Nummer sich auf seinem Handy befindet, kommen wir zu Ihnen und fragen nach. Also: Haben Sie gestern mit Herrn Kauder telefoniert und vielleicht nur seinen Namen vergessen?«

»Nicht dass ich wüsste. Grundsätzlich nimmt Frau Schmidt alle Anrufe entgegen. Glauben Sie mir, sie hat die klare Anweisung, sorgfältig auszusortieren.«

»Frau Schmidt?«, fragte Waldi. »Das Botox-Püppchen am Empfang, an dem nichts echt ist?«

Schäfer blieb freundlich und höflich. »Meine Sekretärin.« Er drückte an einer kleinen Box einen Knopf und sprach hinein: »Frau Schmidt, kommen Sie doch bitte für einen Moment zu uns.«

Die Sekretärin stöckelte herein, und Waldi kam gleich zur Sache. »Sagen Sie, hat gestern ein Herr Kauder angerufen?«

Sie blickte zuerst zu Schäfer, dann zu mir und zum Schluss zurück zu Waldi. »Ich glaube nicht.«

»Sie glauben?«

»Hier rufen täglich sehr viele Leute an. Wenn der Anrufer keiner unserer Kunden ist, merke ich mir den Namen nicht und mache mir auch keine Notizen.«

Ich zog die Anrufliste von Kauders Handy aus der Innentasche meines Jacketts, faltete das Papier auf und reichte es

der Sekretärin. »Sehen Sie, ganz oben stehen links die Zeit und rechts die gewählte Nummer. Ihre Nummer. Zwischen fünfzehn Uhr dreißig und sechzehn Uhr hat Herr Kauder über den Daumen gepeilt ein Dutzend Mal hier angerufen.«

Waldi guckte gespielt ungläubig. »Und daran können Sie sich echt nicht erinnern?«

»Ich weiß ... nicht ...« Sie stotterte und blickte hilfesuchend ihren Chef an.

»Frau Schmidt«, mahnte dieser, »wenn der Mann so oft mit Ihnen telefoniert hat, sollten Sie sich schon an ihn erinnern.«

»Warten Sie, ich glaube, jetzt weiß ich es wieder!« Sie versuchte ein gekünsteltes Lächeln. »Ein Vertreter hat immer wieder angerufen. Ich habe ihn abgewimmelt, aber er war äußerst hartnäckig. Wie war noch gleich der Name?«

»Kauder. Maximilian Kauder.«

»Das könnte er gewesen sein. Doch, ja. Ich glaube, so hieß er. Wie gesagt, ein Vertreter.«

»Wofür?«, fragte Waldi.

»Bitte?«

»Was wollte er verkaufen?«

Frau Schmidts knallrot geschminkte Lippen zuckten. Es dauerte eine Weile, bis sie herausbrachte: »Staub... Staubsauger.«

Waldi lachte laut auf, und ich sah, wie Schäfers Mund sich zu einer schmalen Linie verzog. Er schien mit der Vorstellung seiner Sekretärin nicht ganz zufrieden zu sein.

»Wir ermitteln in einem Mordfall«, sagte Waldi, nachdem sein Lachen abrupt verstummt war, »und Sie manövrieren sich gerade mit Vollgas in den Kreis der Verdächtigen. Sie haben noch einen letzten Versuch, Frau Dingsbums – und das Gleiche gilt für Sie, Herr Schäfer.«

»Dr. Schäfer«, verbesserte die Sekretärin verzweifelt.

Ihr Chef winkte verärgert ab. »Mein Gott, Frau Schmidt, jetzt sagen Sie den Herren Kommissaren einfach, was Sie wissen. Was soll denn das Theater?« Er ignorierte die aufge-

rissenen Augen seiner Empfangsdame und wandte sich mit einer entschuldigenden Geste an mich. »Ich bin erst seit einem knappen Jahr hier in Bamberg, davor war ich in unserem Franchise Enterprise in Südamerika tätig. Ich habe wirklich keine Ahnung, wer dieser Kauder ist.«

Die Mimik der Sekretärin sprach Bände, die aufgerissenen Augen, ihrer Mandelform beraubt, das Auf- und Zuklappen des geschminkten Mundes, ohne ein Wort herauszubringen, die hilflosen Gesten ihrer Hände. Es war offensichtlich, dass sie sich im Moment von ihrem Chef alleingelassen fühlte und nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte.

Alles sprach dafür, dass sie instruiert worden war, nichts über Maximilian Kauder auszulaudern. Wenn mich mein Instinkt nicht trog und es sich tatsächlich so verhielt, dann bedeutete dies zweierlei: Einerseits musste es einen Zusammenhang zwischen Schäfer oder seiner Firma und Kauder geben, der nicht ans Licht kommen durfte. Und andererseits hatte der Geschäftsführer gewusst oder geahnt, dass er irgendwann Besuch von der Polizei bekommen würde. Allerdings war es in diesem Fall entweder dumm oder unlogisch, die Verbindung zu Kauder zu leugnen. Und da Schäfer nicht so naiv sein konnte, anzunehmen, wir würden das Handy des Ermordeten nicht finden oder die Anrufe übersehen, war klar, dass da etwas faul sein musste.

Ich setzte ein neutrales Lächeln auf und stellte Schäfer die klassischste aller Ermittlungsfragen: »Dr. Schäfer, wo waren Sie gestern zwischen sechzehn und achtzehn Uhr?«

Er lächelte freundlich zurück. »Ich nehme Ihnen die Frage nicht übel, Sie machen auch nur Ihren Job. Ich war den ganzen Nachmittag bis circa einundzwanzig Uhr in unserer Aufsichtsratssitzung.«

»Und Sie sind sich sicher, dass Sie diese Sitzung nicht, sagen wir, für ein, zwei Stunden verlassen haben, weil Sie eine Pause brauchten?«, fragte Waldi.

»Absolut. Dafür gibt es mehr als ein Dutzend Zeugen. Frau

Schmidt wird Ihnen gern eine Liste der Sitzungsteilnehmer zusammenstellen.«

Die Sekretärin nickte eifrig.

»Gut«, sagte ich. »Dann danke, dass Sie uns etwas von Ihrer wertvollen Zeit geopfert haben. Wir haben zunächst keine weiteren Fragen an Sie, möchten uns aber gern noch allein mit Frau Schmidt unterhalten, wenn das möglich wäre.«

»Selbstverständlich. Ich stelle Ihnen dafür gern mein Büro zur Verfügung.« Schäfer reichte Waldi und mir die Hand, streifte seine Sekretärin mit einem Blick und wollte den Raum verlassen.

»Herr Dr. Schäfer«, rief ich ihm nach, »eine Frage noch. Wohin geht denn die Reise?«

Er drehte sich um. »Bitte?«

»Der Flug, den Ihre Sekretärin für Sie gebucht hat.«

»Ach so. Nach Santiago de Chile, geschäftlich. Warum interessiert Sie das?«

»Nur so. Und für den Fall, dass wir noch Fragen haben: Wann genau fliegen Sie, und wie lange werden Sie unterwegs sein?«

»Heute Abend für zwei Tage. Frau Schmidt wird Ihnen meine Handynummer geben, dann können Sie mich jederzeit erreichen.«

»Wir wissen Ihre Kooperation sehr zu schätzen. Haben Sie vielen Dank.«

Schäfer nickte lächelnd und schloss die Tür hinter sich.

»Jetzt lassen Sie mal die Hosen runter«, wandte sich Waldi ohne Umschweife an die Sekretärin.

Falsche Metapher, mein Freund, dachte ich.

Frau Schmidt blickte mit einer Mischung aus hastigem Nachdenken und Irritation zu mir. Bevor sie noch auf die Idee kommen könnte, Waldi der sexuellen Belästigung zu bezichtigen, erklärte ich: »Was mein Kollege eigentlich sagen wollte: Sie haben jetzt die einmalige Chance, Ihre Version mit dem Staubsaugervertreter zu korrigieren.«

»Genau«, bestätigte Waldi, der mich mit seiner Selbstsicherheit gegenüber der Sekretärin überraschte. Mit ihren High Heels überragte sie ihn locker um Haupteslänge und konnte buchstäblich auf ihn hinabsehen, womit Waldi normalerweise gar nicht klarkam. Vor allem dann nicht, wenn es sich auch noch um eine schöne Frau handelte – und das war Schäfers Sekretärin trotz kosmetischem Overkill zweifelsohne.

»Warum sagen Sie uns nicht einfach die Wahrheit«, redete ich auf sie ein. »Es steht doch außer Frage, dass Sie Maximilian Kauder kennen oder er zumindest in einer Beziehung zu Ihrem Unternehmen stand. Das Letzte, was er vor seinem Tod getan hat, war, hier anzurufen. Und das nicht nur ein, sondern, um genau zu sein, ganze dreizehn Mal.«

Entweder wechselte sie die Strategie, oder sie hatte sich jetzt wieder einigermaßen im Griff: Innerhalb von Sekunden verwandelte sie sich in ein hilfesuchendes Weibchen mit allen Signalen, die den männlichen Beschützerinstinkt ansprechen. »Es ist mir so unendlich peinlich«, flötete sie und ließ die falschen Wimpern klimpern, bevor sie mich aus ihren feucht schimmernden Mandelaugen ansah.

»Was denn?« Auf Waldi hatte die Hilflöse-Kindchen-Nummer offensichtlich aufgrund der umgedrehten Größenverhältnisse keine Wirkung. Augenaufschlag von oben herab schien nicht zu funktionieren.

»Sie haben recht«, gab sie zerknirscht zu. »Herr Kauder ist kein Vertreter.

»Ach?«, sagte Waldi.

»War«, korrigierte ich.

Sie hob erschrocken die Hand vor den Mund. Es war schwer auszumachen, ob die Reaktion gespielt war. »Wurde er wirklich ermordet? Ich meine, das ist ja schrecklich!«

»Also?« Waldi ignorierte das Schauspiel und trommelte ungeduldig auf Schäfers Schreibtisch. »Was war er dann?«

Frau Schmidt schaffte es tatsächlich, authentisch zerknirscht zu wirken. »Er war ... eine Affäre.«

»Und was daran ist das Problem?« Waldi fläzte im Chefsessel hinter dem Angeber-Schreibtisch, spielte an der Höhenverstellung herum und drehte sich im Kreis.

»Max – entschuldigen Sie –, Herr Kauder war einer unserer Mitarbeiter.«

Waldi stoppte abrupt in der Bewegung und grinste: »Verstehe. *Don't fuck the company*. Diesbezüglich haben die Amis wohl ausnahmsweise mal recht.«

Ich warf Waldi einen tadelnden Blick zu und sagte zu Schmidt: »Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt? Warum das Versteckspiel?«

Sie druckste herum: »Er war vor Dr. Schäfers Zeit bei uns tätig. Der Chef weiß davon nichts.« Hastig fügte sie hinzu: »Und darf davon auch nichts wissen.«

»Wieso nicht? Frau und Mann haben eine Affäre, das ist doch das Normalste von der Welt.«

Die Sekretärin sortierte ihre Gedanken. Jedenfalls sah es so aus. Die Denkfalten verursachten leichte Risse in der perfekten Schminkfassade. Schließlich gelang es ihr, ihre Stimme noch piepsiger als zuvor und sogar ein bisschen verbittert klingen zu lassen. »Max Kauder war ein Betrüger. Er hat Firmengelder veruntreut. Wir mussten ihn entlassen.«

»Wann war das?«, wollte ich wissen.

»Letztes Jahr. Im Februar oder März.«

»Es liegt deswegen doch bestimmt eine Anzeige vor?«

Sie verneinte und unterstrich ihr Bedauern mit einem erneuten herzerweichenden Augenaufschlag, Marke schutzsuchendes Weibchen. »Leider nein. Mein damaliger Chef, Dr. Lautensinger, entschied sich seinerzeit gegen eine Anzeige. Er fürchtete, der Ruf der Firma könne Schaden nehmen, sollte die Sache publik werden.«

»Aha.« Ich fixierte ihre Mandelaugen. »Und jetzt sagen Sie uns bitte, warum Herr Kauder Sie gestern angerufen hat.«

Waldi nickte pathetisch: »Dreizehn Mal. Dreizehn. Die Unglückszahl!«